

- [1521 - 1921 - 2021, \(Othmar Abel, Buttenheim\)](#)
 - [Hinweise für die Gestaltung von Silvestergottesdiensten, \(Gottfried Peschke, Pfarrer, City-Dienst, Nürnberg\)](#)
-

1521 - 1921 - 2021

Othmar Abel, Buttenheim

Vorwort (von Karl Foitzik)

Niemand kann sagen, wie sich die Kirche in 20 Jahren darstellen wird. Zu oft haben sich Prognosen als voreilig erwiesen. Unbestreitbar wird sie aber anders aussehen. Vermutlich wird sie kleiner und ärmer sein - und das wird sich auf die Strukturen auswirken.

Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich gemeindliche und kirchliche Strukturen immer wieder verändern mussten. Auch ohne finanzielle und personelle Engpässe sind heute Veränderungen angesagt. Die Entwürfe zur Kirchenreform in den 70er Jahren haben darauf aufmerksam gemacht, dass die Reformation strukturell noch unvollendet ist. Ihre Umsetzung scheiterte damals daran, dass vorhandene Ressourcen schwierige Veränderungen vermeidbar erscheinen liessen. Doch die Voraussetzungen haben sich geändert. Heute ist die Ausgangslage anders - Änderungen erweisen sich als notwendig im eigentlichen Sinn des Wortes. Wird die Krise als Chance begriffen? Wie könnte dann im Jahr 2017 oder 2021 das Reformations-Jubiläum gefeiert werden?

Bis dahin ist noch viel Zeit. Die Weichen für eine gewünschte Entwicklung sind aber bereits heute zu stellen. Soll dies nicht kurzatmig geschehen, sind Visionen nötig. Der Arbeitskreis »Die sich entäussernde Kirche« bemüht sich um Konkretionen. Besonders wertvoll sind dabei die Beiträge derer, die nicht hauptberuflich in der Kirche mitarbeiten. Sie erwarten etwas von ihrer Kirche, die das »sem-per reformanda« als Losung hat, und sind bereit, sich entsprechend zu engagieren.

Heuer - im Jahr 2021 - erinnern wir uns daran, dass vor 500 Jahren über den Mönch und Doktor der Theologie Martin Luther am 5. Januar 1521 der Kirchen-Bann und am 25. Mai die Reichs- Acht verhängt worden ist. Aus diesem Anlass ist unsere Gemeinde dabei, eine Vortragsreihe zu gestalten. Im Präsidium unseres Kirchenvorstandes haben wir ja eine Fachfrau für Bildung und His-torie. So können wir in unserem Gemeinde-Verbund immer wieder Vorträge arrangieren, zu denen unsere Nachbarn kommen, so wie wir an deren kirchenmusikalischen, spirituellen, bild-ne-rischen, sportlichen etc. Veranstaltungen teilhaben können. So kann unsere kleine Gemeinde gewichtige Beiträge leisten. Längst haben wir uns daran gewöhnt, dass wir unsere Geschäfte selbst in die Hand nehmen, so wie wir uns über die allwöchentlichen Dienstbesprechungen mit unserer Pfarrerin freuen. Da bekommen wir wichtige Denkanstösse, wie wir unsererseits Seel-sor-ge-Dienste vermitteln können. Zu Gottesdiensten und Kasualhand-lun-gen kommt sie nur gelegentlich. Das leisten unsere eigenen, dazu ordinierten Ge-meindeglieder. Für deren Aus- und Wei-terbildung sorgt bestens unser Amt für Gemeindedienst. Das Monatsgehalt für die Theologin können wir nur zusammen mit den anderen im Gemein-de Verbund aufbringen.

Von der mittelalterlichen »Priester«-Kirche..

Die Verhältnisse in unserem Land vor 1000 Jahren sind für uns unvorstellbar: da gab es die unumschränkten grossen und kleinen weltlichen Herren, sowie die auf ihre Weise ebenso unumschränkt herrschenden geistlichen Herren der priesterlichen Hierarchie. Die Masse des Volkes waren zumeist Leib-Eigene (Eigentum der weltlichen oder klösterlichen Herren) oder

Pächter. Auch die richterliche Gewalt lag bei den jeweiligen Herren. Von »Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit« keine Spur!

Wache Bildung gegenüber dumpfem Analphabetentum - so übten die Herrschenden subtil, um nicht zu sagen sadistisch ihre Macht aus gegenüber dem »Kleinen Mann«. Denn zu dieser Zeit gab es nur Fürstenschulen bzw. klerikale Gelehrsamkeit in Priesterseminaren und Klöstern. Die ersten Universitäten in Deutschland wurden erst im 14. Jahrhundert gegründet. Eine Schulbildung für jedes Kind gibt es erst seit der allgemeinen Schulpflicht (im 17. bzw. 18. Jahrhundert), eine Chancengleichheit für höhere Schulen und Universitäten erst nach 1945.

Dass jedermann seine tägliche Zeitung lesen und sich über Rundfunk und Fernsehen bzw. Internet rundum informieren kann, ist eine Errungenschaft erst des letzten Jahrhunderts. Im Mittelalter brachten die fahrenden Sängler jeweils neueste Kunde. Für die geistlich-moralische Bildung war der Priester zuständig und auch die »biblia pauperum« an den Kirchenwänden und sonstige Darstellungen der biblischen und Heiligengeschichten. Wer aber hatte damals das Sagen: die weltlichen oder die geistlichen Herren? Fraglos gab es kein Halten, wenn die geharnischten und schwer bewaffneten Ritter mit ihrem gedungenen Kriegsvolk aufkreuzten. Doch am längeren Hebel sassen die geistlichen Herren - gleich ob für das niedere Volk oder für die hohen Herren. Sie hatten die Gewalt der »Schlüssel«, mit denen sie vor den Höllestrafen schützen oder sie verhängen konnten. Bis heute zeugen von der Furcht vor dem Richter-Gott die lebensnahen, meist überdimensionalen Darstellungen des Jüngsten Gerichts.

Nicht zu zählen sind die Berichte, in denen die Konkurrenz bzw. die Streitigkeiten zwischen weltlichen und geistlichen Herrn beschrieben werden - nicht zuletzt zwischen Kaiser und Papst: Dabei war deren jeweilige Macht stark auf Gegenseitigkeit angelegt: die Priester-Kirche genoss den Schutz des Staates und der Staat baute auf die Moral-Lehre der Kirche. Und schon Karl der Grosse hatte dafür gesorgt, dass in seinem riesigen Reich die Kirche flächendeckend in Parochien tätig war.

.... zu Luthers »Staats«-Kirche

Unser zweiter Vortrags-Abend nahm zwar zum Ausgangspunkt, wie Martin Luther zum Thesen-Anschlag gekommen ist und wie er sich in Worms vor Kaiser und Reich verantwortet hat. Schwerpunkt aber war diesmal, dass Luther aus der päpstlichen Priesterkirche ausgeschlossen wurde und dass er für die »Protestanten« nach einer neuen Kirchen-Institution suchen musste. Es waren die Fürsten gewesen, die sich auf Luthers Seite gestellt hatten, während die geistliche Herrschaft ihn ausgeschlossen hat. Damit war die eine Seite der im Land Herrschenden weggebrochen, die bis dahin die Kirche getragen hatten.

Nun war unter den Erkenntnissen Martin Luthers die grosse Befreiung von der päpstlich-priesterlichen Vorherrschaft d.h. die Botschaft vom »Priestertum aller Gläubigen«. Doch diese war zu Luthers Zeit noch nicht zu verwirklichen. Dazu waren die »Kleinen Leute« viel zu sehr bloss Untertanen. Ihnen war ein eigenverantwortliches Leben vorenthalten - von der angsterfüllten Sorge um das ewige Heil abgesehen. Zwar hatte sich in den vielen kleinen Städten ein freies Bürgertum entwickelt, jedoch ohne Gelegenheit, sich schulisch zu bilden. Die Unterdrückung auf dem flachen Land aber war weiter so hart, dass die Botschaft Luthers den Bauern-Aufstand ausgelöst hat.

Besonders für sie alle, mit denen sich keine Gemeinde-Leitung aufbauen liess, schrieb Luther seine Glaubenslieder. Mit ihnen konnten sie die biblische frohe Botschaft aufnehmen, wie Luther auch alle Liturgie deutsch singen liess. So war es kein »Hocuspocus« mehr (»hoc est corpus meus«), wenn sie die Einsetzungsworte in ihrer Sprache hörten. Hinzu kam bald der Kleine Katechismus, mit dem die neue Lehre in jedes Haus getragen und vom Hausvater abgefragt werden konnte. (Für die evang. Pfarrer schrieb er den »Grossen Katechismus«.) Das war Gemeindeaufbau auf breiter Basis. Zur gleichen Zeit war es das grosse Werk Philip Melanchthons, dass er im ganzen Land die sog. Latein-Schulen gründete und so den

Ehrennamen »praeceptor Germaniae« erhielt. Doch wer sollte und konnte die eben doch notwendige Institution Kirche leiten? Luther hat sich jetzt an die Fürsten, insbesondere an seinen Landesherrn gewandt. So wurde mit Hilfe des »Priestertums (nicht »aller« sondern) von privilegierten Gläubigen« Luthers »Staats«- Kirche begründet, die Form der sog. Landeskirchen, die fast 500 Jahre überdauert hat und in der Zeit der Gegenreformation z.T. verheerende Folgen hatte mit dem Prinzip »cuius regio, eius religio« d.h. nach der Religion des Landesherrn hatten sich seine Untertanen zu richten.

112 Jahre »protestantische Kirche in Bayern«

Der Kriegseinsatz des Bayern-Herzogs auf der Seite Napoleons führte zu seiner Erhebung zum König und zur Erweiterung seines Landes um die fränkischen Territorien. Weil die Methoden der Gegenreformation durch das Bayer. Toleranz-Edikt (1803) abgelöst waren, konnten die Menschen in Mittelfranken und Oberfranken evangelisch bleiben. Die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth hatten sich der Reformation angeschlossen. Und weil der jeweilige Landesherr zugleich die Leitung seiner evang. Landeskirche innehatte, wurde der kath. König tatsächlich summus episcopus d.h. Leiter der evang. Kirche in Bayern im Territorium des neuen Königreiches. Das geschah im Jahr 1806. Die Amtsgeschäfte wurden dem protestantischen Ober-Konsistorium in München übertragen. In den damaligen Agenden ist auf der 1. Seite nachzulesen, dass sie im Namen des kath. Königs als oberstem Leiter der evang. Kirche verfasst und gedruckt worden sind.

Über 100 Jahre dauerte dieser Zustand der protestantischen Kirche in Bayern nämlich bis zur Abdankung des letzten bayer. Königs am Ende des 1. Weltkrieges im November 1918.

»Evang.-Luth. Landeskirche« 1921-1945

Die Einführung der Demokratie brachte auch die Trennung von Kirche und Staat. Die Verbindung von »Thron und Altar« seit der Zeit des Kaisers Konstantin ging damit zu Ende. Aus dem Ober-Konsistorium in München wurde der »Landeskirchenrat«. Als leitender Oberkonsistorialrat hatte zuletzt Friedrich Veit amtiert. Er wurde nun Mitschöpfer der neuen Verfassung der Landeskirche und nach deren Einführung 1921 »Präsident« der Evang.-Luth. Kirche in Bayern. Als solcher war er 1924 auch massgeblich beteiligt am Vertrag zwischen dem Bayer. Staat und der Evang.-Luth. Kirche in Bayern - mit entsprechenden Privilegien wie z.B. die Erhebung der Kirchensteuer durch den Staat (bei Bezahlung entsprechender Gebühren durch die Kirche).

Unter allen Veränderungen für die Kirche ist die ordentliche Wahl des Kirchenvorstandes und der Landessynode hervorzuheben. Zum ersten Mal in der langen Kirchengeschichte bekam damit die Gemeinde eine eigenständige Bedeutung. Bis dahin lag alles in der Hand der Priesterhierarchie bzw. der landesherrlichen Gewalt oder beim Magistrat der freien Städte. (Was im Anfang des 19. Jahrhunderts im Gefolge der Französischen Revolution der Ortsgemeinde an Rechten zugestanden worden war, hatte mit Demokratie noch nichts zu tun.) Doch immer noch lag im Grund alles in der Hand des Pfarrers, der allein den Vorsitz im Kirchenvorstand innehatte. Durch ihn, der der Disziplinargewalt der Kirchenleitung als ein alimentierter Kirchen-Beamter unterstellt war, war die Einhaltung aller Kirchenordnungen garantiert. Auch mussten alle Beschlüsse des Kirchenvorstandes über bauliche und finanzielle Massnahmen »kirchenaufsichtlich« genehmigt werden. Wirkliche Entscheidungen konnten nur getroffen werden, was z.B. den Beginn der Gottesdienste oder Ähnliches betraf. Trotz alledem liegt in der Erinnerung der »Alten« über diesem Neuanfang ein wohlthuendes Licht - gemessen an dem Dunkel der Jahre 1933 - 1945. Da bewährte sich die feste Struktur der Landeskirche und die innere Geschlossenheit der Pfarrerschaft. Es bedürfte einer eigenen Vortragsreihe um den Ereignissen dieser Zeit des Kirchenkampfes gerecht zu werden. Hier genügt es, festzuhalten, dass im Rahmen der »Gleichschaltung« aller gesellschaftlichen Verbände und Vereine auch das kirchliche Leben rigoros beschnitten worden ist - ja, dass Hitler die machtvolle Institution einer evang. »Reichskirche« vorschwebte. Den

»Reichsbischof« Müller hatte er sogar schon gekürt. Doch die bayerische, württembergische und niedersächsische Landeskirche widersetzten sich als sogenannte »intakte Kirchen«. Einzig der Titel »Kirchenpräsident« wurde gegen »Landesbischof« gewechselt, was die Kirchen-Institution anlangt. Was sich in diesen 12 Jahren, insbesondere während des schrecklichen Krieges (1939 - 1945 !) auch in den Kirchengemeinden ereignet hat, lässt sich im Rahmen unseres 500. Reformations-Jubiläums nicht darstellen.

Stürmischer Aufbau 1945 - 1968

Das Ende des sogenannten Dritten Reiches mit der Kapitulation am 8. Mai 1945 bedeutete für das Staatswesen mitsamt der Wirtschaft und für eine Grosszahl der Deutschen einen totalen Zusammenbruch. Die Siegermächte hatten unser Land in vier Besatzungszonen aufgeteilt. Voller Misstrauen und Unsicherheit überwachte das US-Militär das Leben der Besiegten in Bayern: für sie waren alle gefährliche Nazis!! Dazu lag belastend die Morgenthau-Doktrin (»dass es 20 Millionen zu viel Deutsche gibt«) auf allen Begegnungen.

In dieser gefährlichen Situation erkannten die Christen unter den Besatzungstruppen, dass sie in den christlichen Kirchen zuverlässige Partner haben können. Tatsächlich waren die beiden grossen Kirchen die einzigen Institutionen, die den allgemeinen Zusammenbruch heil überstanden hatten. So fiel den Pfarrern eine doppelte Funktion zu: die Seelsorge an den neu fragenden Landsleuten und die Vermittlung mit der (feindlichen!) Besatzungsmacht. Es sollten aber nur kurze Jahre sein, in denen sie so gefragt waren. Denn in den USA begann ein Meinungsumschwung, der sich einerseits in einer Welle individueller Hilfeleistung in Form der sogenannten CARE-Pakete erwies und andererseits im sogenannten Marshal-Plan, der die deutsche Wirtschaft wieder in Gang setzte. So konnte es zum deutschen Wirtschaftswunder kommen und Deutschland ein wichtiger Absatzmarkt der US-Industrie werden.

Inzwischen waren beide Kirchen gefordert, den vielen Millionen von Heimatvertriebenen bei der Eingliederung zu helfen - allein 2 Millionen in Bayern. Um die überwiegend katholischen Sudetendeutschen kümmerte sich die Caritas. Für die evangelischen Heimat-Vertriebenen sorgte das rasch aufgebaute Evang. Hilfswerk. Weil aber - fast »planmässig« schien es ! - die Einquartierungen jeweils in Gebiete der anderen Konfession durchgeführt worden waren, begann eine riesige Diaspora-Arbeit. So entstanden im vorher fast ganz katholischen Niederbayern und in der Oberpfalz viele evang. Gemeinden mit entsprechenden Gemeindezentren. Aus dem einstigen Dekanat Regensburg wurden die Dekanate Passau und Cham ausgegliedert. Entsprechend konnte der Münchener Kreisdekan nicht länger für ganz Schwaben, Ober- und Niederbayern samt Oberpfalz zuständig sein, sondern wurde der neue Kirchenkreis Regensburg eingerichtet, wie auch der für Schwaben in Augsburg. In diesen Jahren des Aufbaus hat sich wiederum der straffe, pfarrerzentrierte Zustand unserer Landeskirche bewährt.

Zeit der Neuorientierung 1968 - 1999

Der Elan und die Wendigkeit der akademischen Jugend hat durch die »Studenten-Unruhen« darauf aufmerksam gemacht, dass bei dem stürmischen äusseren Aufbau in unserem Wirtschaftswunder-Land wesentliche innere Entwicklungsschritte übersehen worden sind. Dies konnte die Generation, die im Nazi-Regime aufgewachsen und durch den 2. Weltkrieg geprägt worden war, neben dem Aufbau aus den Trümmern nicht auch noch leisten.

Doch das war jetzt dran (und würde einen eigenen Vortragsabend füllen!).

Auch in unserer Kirche wurde Vielen der hierarchisch-patriarchalische Stil zu eng.

Allmählich erkannte man, dass hinter der amerikanischen Bemühung um ein demokratisches Bewusstsein durchaus auch biblische Begriffe stehen: Gleichberechtigung - auch zwischen Mann und Frau, Frieden und Bewahrung (statt Ausbeutung) der Schöpfung. Das alles enthält die Botschaft Jesu - nicht nur die Bekehrung und das Heil des Einzelnen. Die Gemeinschaft der Heiligen, die Gemeinde rückt neu ins Blickfeld und ihr Auftrag, Frieden zu schaffen und gegen den Strom des Konsums und dessen Verursachung in der Geld- und Industrie-Wirtschaft zu schwimmen - eben sich einzumischen. Das aber kann nur einer mündigen

Gemeinde gelingen.

Jetzt gewann die Evang. Akademie Tutzing und die Gemeinde-Akademie in Rummelsberg an Bedeutung. Zentren des geistlichen Lebens wie in Selbitz und Falkenstein, auf dem Schwanberg und auch in Taizé wurden aufgesucht. Allenthalben wurden Reform-Vor-schläge für das Leben und die Gestalt der Kirche gemacht. Da entstand das »Evang. München Programm« sowie »Evan-gelisch in Nürnberg«. Die besondere Situation der ostdeutschen Kirchen bedachte ein Arbeitskreis prominenter Kirchenleute im Programm »Minderheit mit Zukunft« sowie das EKD-Kirchen-amt mit den »Leitlinien: Kirche mit Hoffnung«. Dazu kam, dass einerseits beim Landesbischof ein »Theol. Referent für kirchliche Planungsfragen« eingesetzt wurde und andererseits die Landessynode das »Kirchengemeinde - Erprobungsgesetz« beschlossen hat .

Als beschleunigender Faktor der Kirchenreform erwies sich der Zwang zum Sparen: die Kirchensteuer-Ein-nah-men waren rückläufig, weil zum Einen zahlungskräftige Leute aus der Kirche austraten (in Bayern weniger als sonst) und zum Andern die staatliche Steuergesetzgebung zu erheblichen Einbussen führten. So hat dieser sachfremde Grund geholfen, dass es zu einer innerkirchlichen Reform kam.

Rückkehr zur geschwisterlich - Jesuanischen Gemeinde - Kirche 2000 - 2021

Vor neun Jahren mit der Kirchen-vorstandswahl 2012 haben wir Laien die Leitung unserer Gemeinde übernommen. Entgegen allen Unken-Rufen waren genug Frauen und Männer bereit, sich für 6 Jahre in den Leitungsdienst aufstellen und wählen zu lassen. Es waren ja jetzt Persönlichkeiten gefragt, die in ihrem Beruf entweder eine leitende Position oder Erfahrung und Verantwortung im Finanz- bzw. Bauwesen hatten (nicht mehr blosse »Zuarbeiter« für den Pfarrer). Damit die Arbeitslast in der Leitung überschaubar blieb, hatten wir (beschliessende) Ausschüsse gebildet, zu denen sachkundige Gemeindeglieder (z.T. auf Zeit) begezogen werden - z.B. für unseren Kindergarten.

Dem Gewicht der Verantwortung entsprechend hat unsere Kirche eine neue Ordinationspraxis eingeführt. Nach wie vor werden die TheologInnen zu ihrem besonderen Dienst ordiniert. An ihnen liegt es ja, dass die Verkündigung und das geistliche Leben an der biblischen Botschaft ausgerichtet ist. Doch werden ebenso die Prädikanten und die Ge-mein-de-Leitenden je in ihrer Art ordiniert. Das verpflichtet sowohl diese selbst wie auch die ihnen Zugeordneten.

Eine gute Erfahrung machen wir mit der Finanzierung der gemeindlichen und gesamtkirchlichen Arbeit. An die Stelle der Kirchensteuer, an der wir »von oben« durch »Schlüssel- und Bedarfszuwei-sun-gen« entsprechend dem landeskirchlichen Haushalt teilhatten, bitten wir jetzt ganz unmittelbar alle Ge-mein-deglieder um deren Beiträge und Spenden. Und weil das kein anonymer Topf ist, in den eingezahlt wird, haben wir stets ausreichend Geld. Es wird zur Hälfte in der eigenen Gemeinde gebraucht und die andere Hälfte für Aufgaben in Partnergemeinden, in der Diakonie und in der Gesamtkirche d.h. für die Kirchenleitung, für die früher so bezeichneten überparochialen Dienste usw.

Die bindende Parochial-Einteilung hat die Synode aufgehoben. Diese belastende Fürsorgepflicht und zugleich Ein-bzw. Ausgrenzung für zufällig im Gemeinde-Gebiet Wohnende ist weggefallen. Doch ist die frühere Aufteilung dadurch zu erkennen, weil in der Regel die kirchlichen Gebäude weiterhin genutzt werden (anders in den Grossstädten). Von ihnen strahlt geistlich-gemeindliches Leben aus und sammelt (wie ein Magnet) eine Gemeinde - oder sie stirbt ab, vergleichbar den früher vollen oder leeren Kirchen je nach Begabung und Einsatzbereitschaft der PfarrerInnen. Jetzt ist es die »geschwisterliche Gemeinde«, von der sich Menschen angezogen fühlen und sich geborgen wissen.

Was aber ist eigentlich anders geworden? Den sonntäglichen Gottesdienst erfahren wir inzwischen als das Ereignis, das alle zusammenschliesst: die sich in Hauskreisen treffen, Jugend- bzw. Krabbelgottesdienste gestalten, aber auch die Frauen und Männer, die Besuchsdienst bzw. Dienste im Alten- und Pflegeheim und im Klinikum leisten, und nicht zuletzt alle, die sich in Chören und in leitenden Gremien engagieren. Wir freuen uns einfach,

die anderen begrüßen zu können, und wir brauchen die Ermunterung im gemeinsamen Singen und Hören auf Gottes Wort. Dabei wissen unsere PrädikantIn-nen, wo uns der Schuh drückt. Längst ist allen vertraut, dass diese zur Predigt und zur (allsonntäglichen) Feier des heiligen Abendmahles ein liturgisches Gewand tragen, dem der Schwestern auf dem Schwanberg und der Brüder von Taizé vergleichbar.

Anders ist auch der Arbeitsbereich der PfarrerInnen. Ihre Rolle gleicht nicht mehr der des Spielführers auf dem Fußballfeld. Dass das »Spiel« gewonnen wird, ist allein Sache der »Elf« - der »Coach« muss zuschauen. Doch was ist die Mannschaft ohne Trainer? So brauchen wir dringend unsere Pfarrerin als geistliche Supervisorin - nur nicht zum »Stürmen« und »Verteidigen« oder gar mit »Laufstärke«. Dazu bedurfte es allerdings einer einschneidenden Umstellung bei den PfarrerInnen und zwar gleich bei der Ausbildung beginnend. Ursprünglich lag sowohl jedes Bibel Gespräch als erst recht jede öffentliche Verkündigung in pfarrerlicher Hand. Ja, hier verbaute tiefes Misstrauen bei Pfarrern und Kirchenleitung den Weg zum »Priestertum aller Gläubigen«, dass durch unsere Laien-Aktivität die »reine Lehre« verwässert oder gar Irrlehren verbreitet werden können. Doch genau hier fragen wir unsere »Trainerin« bzw. schaltet sie sich ein. Da kommt ihr geistliches Amt zum tragen. Denn erst, wer beauftragt ist, die frohe Botschaft weiterzugeben, beginnt ernstlich zu fragen und zu studieren. Dringend brauchen wir Laien dabei die theologischen Kenntnisse und Beratung unserer Pfarrerin (und die der Fortbildungsseminare).

Ein existenzieller Eingriff bei der Anstellung der PfarrerInnen war die Aufhebung des alimentierten Beamten- Status durch die Synode. Jahrelang haben Kirchenleitung, Pfarrerrinnenverein und Synodale um den möglichen und nötigen Weg miteinander gerungen. Tatsächlich hat der Vergleich mit nahezu allen Kirchen gezeigt, dass auch die PfarrerInnen nicht länger den gesicherten Weg der Alimentation für sich in Anspruch nehmen können - ein nicht geringes Gewicht für deren Glaubwürdigkeit. Das hat zur Folge, dass es jetzt Pfarrerrinnen in ganz unterschiedlichem Status gibt: Hauptamtliche (wie unsere Pfarrerin), Nebenamtliche (die daneben noch einen anderen Beruf ausüben) und Ehrenamtliche. Das war für alle Seiten wirklich sehr gewöhnungsbedürftig, dass die InhaberInnen des »geistlichen Amtes« existentiell den anderen Gemeindegliedern gleichgestellt sind. Doch damit lassen sich die Anforderungen in den unterschiedlichsten (Dorf-, Stadt- bzw. Grossstadt-) Gemeinden bewältigen.

Anders ist auch das Zusammenspiel im »Gemeinde-Verbund« im Vergleich zum früheren Nebeneinander auf Dekanats-ebene. Hier gedeiht ein reger Austausch der Begabungen und Möglichkeiten - angefangen bei der gemeinsamen Anstellung unserer Pfarrerin bis hin zu anderen Hauptamtlichen, ohne die wir Ehrenamtlichen die Arbeit auf dem Gebiet der Pädagogik, der Verwaltung und des Finanzwesens nicht leisten könnten. Diese können wir anteilig beanspruchen und bezahlen. Die Koordinierung leistet ein paritätisch zusammengestelltes Leitungsteam. Das beste dabei ist freilich, dass wir durch dieses Zusammenwirken ein reichhaltiges Angebot an Veranstaltungen zustande bringen.

Wenn wir heute zurückschauen, ist uns klar, dass für die Umstellung von der hierarchisch-patriarchalischen Kirche und Gemeindeleitung zu unserer geschwisterlich-jesuanischen Gemein-de-Kirche eine lange Vorlaufzeit notwendig war. Gut, dass die damals Verantwortlichen nicht auf die verständliche Klage gehört haben: »Könnt Ihr mit Euren Reformen nicht warten, bis wir Alten gestorben sind!«

Noch ein Wort der Ermunterung.

»Nicht Jammern, sondern eine Vision suchen, wie wir die Zukunft gestalten können!« so war kürzlich der Inhalt eines Interviews mit dem ehemaligen Industrie-Manager Goeudevert. Längst nicht so rasant ist die Entwicklung in einem halben Jahrtausend Reformationsgeschichte. Und dazu können wir zurückgreifen, was Jesus vor 2000 Jahren in Gang gesetzt hat. So ist meine/unsere Vision: jammert nicht über den Spar-Zwang! Vielmehr stellt unsere Kirche vom Kopf auf die Beine! Die Basis kann sie tragen, damit die Leitung den

Kopf frei bekommt zu geistlichem Handeln. Die Gemeinde braucht PfarrerInnen, die Zeit haben zur Seelsorge und Anleitung zu geistlichem Leben, keine Manager. Darauf sich vorzubereiten, braucht Zeit und Geduld. Aber halten wir's dabei mit Martin Luther: »Der Heilige Geist macht den Menschen keck, fröhlich, mutig, ja beflügelt ihn zu einer heiteren Dreistigkeit, nahezu im Schwung des Übermutes das Leben anzupacken und zu gewinnen« (zitiert nach OKR i.R. D.Theodor Glaser).

Gott befohlen!

Othmar Abel, Pfarrer i.R., Moderator des freien Arbeitskreises »Die sich entäussernde Kirche«, Buttenheim

[TOP](#)

Hinweise für die Gestaltung von Silvestergottesdiensten

Gottfried Peschke, Pfarrer, City-Dienst, Nürnberg

Biblich:

Wendepunkte, Umbrüche, Aufbrüche, Grenzüberschreitungen sind konstitutiv für die Gestaltung der Beziehung Gottes zu den Menschen bzw. zu seinem Volk. Diese Übergänge sind begleitet von Krisen und Ambivalenzen des Loslassens, des Weggehens und Aufbrechens ins »Neuland«. Sie sind gekennzeichnet einerseits voll Vergewisserung und der Zusage Gottes, den Menschen treu zu bleiben, andererseits erfordert es Mut, sich auf die Herausforderung einzulassen. Es gibt keine Vorweg-Garantie für das Wagnis. (Exemplarisch hierfür Auszug aus Ägypten, Abraham, Berufung der Jünger).

Theologisch:

Vier Aspekte erscheinen besonders bedeutsam:

o In Übergangssituationen soll sich der Mensch an die Geschichte Gottes mit ihm erinnern, so wie sich auch Gott an uns erinnert (»Gott gedenkt«). In Erinnerung an die »Wohltaten, die er an den Menschenkindern tut« wächst Vertrauen, dass die Zukunft gelingen kann.

o Gottes Geschichte mit den Menschen ist ein Heilsgeschehen, das eingezeichnet ist in unsere Ge-schicht-lichkeit. Das verleiht dem Wirken Gottes Kontinuität im Handeln mit den Menschen. Auch wenn dieses Handeln Gottes manchmal unbegreiflich erscheint so bleibt sich Gott treu in seiner beständigen Fürsorge für die Menschen.

o Der Gott des Alten und Neuen Testaments ist ein »mitgehender, mitziehender, mitwandernder Gott«. Er wird erfahren als ein Gott, der die Wege der Menschen und seines Volkes begleitet. Im Unterschied dazu sind die Götter Kanaans »festsitzende Götter«, die an den heiligen Stätten verehrt werden. Auf die-sem Hintergrund lohnt es sich, folgende Begriffe in Psalm 23 zu bedenken: Begriffe des Gehens: Hirte - weiden - führen - wandern - und die Begriffe des »Bleibens«: Du bist bei mir - trösten -Tisch bereiten - salben - bleiben. In Phil. 2 wird der Weg Gottes zu den Menschen in der Gestalt, Christi exemplarisch beschrieben. Dazu gehört auch Jesu Erdenleben: Er ist der gehende, wandernde, umherziehende Mensch, der heilt.

o Übergänge haben Entscheidungs-cha-rakter. Es muss abgewogen werden, wofür man sich entscheiden will. (»So wählt nun das Leben!«) Das macht die Ernsthaftigkeit des Geschehens deutlich. Trotz aller Verantwortlichkeit gibt es keine Garantie für eine sog. richtige Entscheidung. Sie muss gewagt und so das Leben gewonnen werden.

Psychologisch:

Übergänge sind stark geprägt von der Ambivalenz der Situation. Einerseits gibt es das Gefühl von Aufbruchsstimmung: Befreiung, Loslassen, Neues erfahren, Abenteuerlust,

Freiheit, Neues sehen und gewinnen.

Gleichzeitig aber gibt es auch das Gefühl der Unsicherheit und Ängstlichkeit: Was kommt?, Bestehen können, Bleiben. Deshalb der Drang, sich an Bewährtem festzuhalten, Vertrauen und Sicherung suchen, sich Binden an Gewohnheiten, Rituale und Gebräuche. Dabei ist wichtig zu sehen, dass die Ambivalenzen sich schon innerhalb der Erfahrung von Festhalten und Loslassen zeigen (Bleiben gibt Sicherheit und lähmt, Aufbruch macht hoffnungsvoll und ängstlich). Übergänge sind deshalb immer krisenhaft: Bedrohung und Chance zugleich. (Exemplarisch: die Geburt)

Liturgisch

. Die Unsicherheit der Jahrtausendwende braucht einen äusseren sicheren Rahmen, ein haltgebendes Ritual. Die Gesamtkonzeption des Gottesdienstes sollte so sein, dass sich Menschen darin wiederfinden, Vertrautes erleben können.

- Die BesucherInnen müssen Gelegenheit haben, ihrer Lebensgeschichte »vor Gott« zu gedenken und auch die Geschichte Gottes mit ihnen zu bedenken.(»vergiss nicht«). Dieses Erinnern und Vergegenwärtigen schliesst auch frühere Generationen mit ein und schafft so Kontinuität und das Gefühl, dass andere vor mir mit Gott unterwegs waren und auch nach mir unterwegs sein werden. So reichen meine Wurzeln, meine Beziehung zu Gott, tiefer als mein augenblickliches Lebensgefühl.

Im Gedenken und Sich-Erinnern, wird man sich auch der Kräfte, der »Ressourcen« bewusst, die bisher geholfen haben, schwierige Lebenssituationen zu meistern (»Bis hierher hat mich Gott gebracht«).

Methodisch:

Diese Phase des Gottesdienstes braucht Zeit, Stille, um die Erinnerungen aufsteigen zu lassen. Man könnte auf einem Blatt Papier die Geschichte dieses Jahrhunderts mit einigen Eckdaten skizzieren und die BesucherInnen bitten, dazu die eigene Lebensgeschichte und das Gehaltenwerden durch Gott einzuzichnen. Anschliessend könnte es einen Austausch mit den Bank-nachbarn geben. Impulse dazu: Was hat mich gehalten, was war schwierig, wie kam ich durch Lebenskrisen hindurch. Dieser Gesprächsteil könnte ein wichtiger Predigtteil sein.

o Es ist wichtig, den ambivalenten Gefühlen Raum zu geben. Man sollte keine einfachen »Strickmuster« für Gottes Handeln anbieten, sondern eher verdeutlichen, dass Gott vor dem allem auch in den Zweideutigkeiten des Lebens da ist. Übergang heisst vor allem UND AUCH: festhalten und auch Loslassen, Vertrautes und auch Neues, Ängstlichkeit und auch Vertrauen.

Texte, Lieder, Predigt und Gebete könnten dieses Und Auch unterstreichen.

o Die Grundstimmung des Gottesdienstes. sollte etwas wiedergeben von dem »wandernden Gottesvolk«, das für kurze Zeit hier im Gottesdienst zur Ruhe kommt, um dann - zuversichtlich und gestärkt - in das neue Jahrtausend aufzubrechen.

o Man vermeide Horrorbeschreibungen und Untergangsszenarien der Gegenwart oder apokalyptische Bilder der Zukunft zu entwerfen. Das erleben die Menschen ja schon! Zu vermitteln wäre vielmehr Gott ist ein mitgehender Gott, der gute Hirte, dessen Stecken und Stab uns auch in dem dunklen und hellen Tal der Zukunft tröstet.

[TOP](#)
